

Der lange Weg zum Skandal

Lange bevor das Thema Missbrauch gesellschaftliche Bedeutung erlangte, gab es bereits schockierende Enthüllungen in diversen Medien. Das große Echo darauf blieb aus. Erst die Missbrauchsfälle an einer deutschen Eliteschule brachten den Stein ins Rollen. Als ich in Tirol das Kapitel Missbrauch aufschlug, bedeutete das als Journalistin eine neue Herausforderung. Persönlich kam ich dabei oft an meine Grenzen.

Pakt des Schweigens

Manchmal braucht es den richtigen Zeitpunkt. Das ist mir heute nach zwei Jahren und vielen Artikeln zum Thema Missbrauch klar. Bis dahin wusste ich nichts – weder über Opfer, noch über Täterinnen und Täter und erst recht nichts über das Bollwerk des Schweigens. Nur durch einen Zufall, ein abendliches Surfen durch einen Blog, wurde ich sozusagen in die Hölle katapultiert. Ich las von Prügelorgien, schwersten sexuellen Übergriffen und Sadismus und das in einem Heim für Kinder. Damals war ich wie vor den Kopf gestoßen über Dinge, die meiner Meinung nach niemand bis dahin gewusst hatte. Doch ich erfuhr schnell, dass ich mich irrte. Dass über Jahrzehnte hinter Kloster- und Heimmauern Unfassbares geschehen ist, war schon lange kein Geheimnis mehr. Als ich frühere Artikel des Innsbrucker Historikers Horst Schreiber las und wir uns trafen, war meine journalistische Neugier bereits voll entfacht und ich begann, mich mit der Chronologie der Schande auseinanderzusetzen.

Über Zwangsarbeit, Prügel und sexuelle Übergriffe waren bereits in den 1950er-Jahren Politik wie Jugendwohlfahrt informiert. In Tirol wurde unter anderem bekannt, dass ein Säugling im Innsbrucker Kinderheim Arzl geschlagen wurde, dem Vorfall wurde jedoch nicht weiter nachgegangen, wie mir Schreiber im Oktober 2011 für einen Artikel in der „Tiroler Tageszeitung“ erzählte. Ende der 1960er-Jahre war die Politik von sexuellen Übergriffen in der Bubenburg in Fügen informiert. 1971 berichtete der damalige Sozialreferent Herbert Salcher im Landtag über Vorkommnisse und notwendige Veränderungen im Landeserziehungsheim Kleinvolderberg. Darauf folgte eine kurze Dokumentation der Universität zum Sachverhalt, der es aber nicht an eine breitere Öffentlichkeit schaffte. „Die ÖVP lehnte eine wissenschaftliche Bewertung des Heimsystems ab“, so Schreiber gegenüber der „Tiroler Tageszeitung“. Fast schien es 1995 so, als würde in Österreich eine Missbrauchs-Story einen Sturm an weiteren Aufdeckungen entfachen. Als sich am 26. März im Nachrichtenmagazin „profil“ der ehemalige Schüler des Hollabrunner Knabenseminars, Josef Hartmann, als Opfer von Kardinal Hans

Hermann Groer outete, sorgte das für Ensetzen. Erstmals hatte es in einem österreichischen Medium das Opfer eines hohen geistlichen Würdenträgers gewagt, aus der Anonymität herauszutreten und in die Offensive zu gehen. Die katholische Kirche hatte ihren ersten großen Missbrauchsskandal und musste eine Welle von Austritten hinnehmen. Doch die Aufregung blieb als medialer Einzelfall stehen und die scheinbar aufkeimende Missbrauchsdebatte verschwand wieder in der Versenkung. Danach folgte ein langes Stillschweigen um das Thema. Weder Presse, noch Radio oder Fernsehen begaben sich auf weitere Spurensuche, um herauszufinden, ob es Missbrauch und Gewalt auch in anderen kirchlichen Institutionen gegeben hatte. Dass sich das Gewitter derart schnell verziehen konnte, verwundert heute nicht. Opfer wagten es nicht, sich mit den mächtigen Rechtsanwälten der Kirche anzulegen und fühlten sich vor Angriffen nicht gewappnet. Das Gros der Öffentlichkeit machte damals kein Hehl daraus, dass man von den Geschehnissen lieber nichts wissen wollte. Viele bezweifelten außerdem den Wahrheitsgehalt der Missbrauchsschilderungen und attestierten stattdessen „vermeintlichen“ Opfern späte Rache und psychische Störungen. So zielte auch der Artikel der „Frankfurter Rundschau“ mit dem Titel „Der Lack ist ab“ ins Leere, in dem 1999 über schwere und systematische sexuelle Übergriffe des damaligen Leiters der hessischen Odenwaldschule (die elf Jahre später den großen Stein mit ins Rollen bringen sollte) geschrieben wurde. Öffentlich im Abseits blieben in Österreich auch Berichte der amerikanischen Medien über die Schadenersatzzahlungen der Kirche an Opfer in Milliardenhöhe. Der 2009 präsentierte fünfbandige Bericht der Irischen Kommission für Kindesmissbrauch, in dem von über 12.000 Gewalt- und Missbrauchsoffern in Heimen und Waisenhäusern des Landes die Rede war, wurde schnell vergessen. Auch als Komponist Franz Wittenbrink, ehemaliger Internatsschüler der Regensburger Domschatzen, im Bayerischen Rundfunk 2008 über sexuelle Demütigungen und Prügelorgien sprach, blieb das Interview ohne Konsequenzen. Von Medien und Öffentlichkeit unbeachtet, brachen unterdessen in diversen Blogs und sozialen Netzwerken ehemalige InternatsschülerInnen und Heimkinder ihr Schweigen, um sich zu verlinken und in Folge in der Öffentlichkeit für das Thema Gehör zu finden. Doch auch hier kaum Reaktionen. Während aktuelle Missbrauchsfälle in Familien – wie in Tirol der Fall Luca – für Betroffenheit sorgten, fehlte es für die Opfer von gestern an Empathie. Immer noch schienen die Schilderungen zu wenig glaubwürdig, zu weit weg waren Tatort und Tatzeit, zu vereinzelt die Fälle, zu sehr am Rande der Gesellschaft bewegten sich die Opfer. Zu lange hatte man sich an das Wegschauen und Tolerieren gewöhnt. Erst als am 28. Jänner 2010 die „Berliner Morgenpost“ den Missbrauch am renommierten Canisius-Kolleg der Jesuiten in Berlin auf die Titelseite brachte, wurde die deutsche Öffentlichkeit hellhörig. Als wenig später Missbrauchsvorwürfe an der reformpädagogischen Vorzeiganstalt Odenwaldschule – diesmal prominent platziert – folgten, schlug das Thema mit aller Wucht ein. Nun erst sprach alles dafür, die Gräueltaten medial ins Rampenlicht zu befördern: Die Tatorte waren überaus angesehene Institutionen, die Gewalttaten zeigten systemischen Charakter, betroffen war die Oberschicht. Dazu kam, dass die Vorwürfe nicht von vereinzelt Zöglingen erhoben wurden, sondern erstmals eine beachtliche Anzahl von Opfern die Mauer des

Schweigens durchbruch. Als die Opfer zudem Unterstützung von Prominenten wie dem Schriftsteller Bodo Kirchoff (Internat Gaienhofen am Bodensee) und TV-Moderatorin Amelie Fried (eine ehemalige Odenwaldschülerin) erhielten, die über ihre Missbrauchserfahrungen und erzwungenen sexuellen Dienstleistungen im Internat erzählten, roch auch die Boulevardpresse den Quotenbringer und noch zu erwartende Skandale.

Mut der Opfer

Nun sahen die österreichischen Medien die Zeit gekommen, erneut auf Spurensuche im eigenen Land zu gehen und 15 Jahre nach dem Fall Groer dem Thema die mediale Präsenz zu geben, die sie schon vor Jahrzehnten verdient hätte. Im Gegensatz zu Deutschland entwickelte sich die Thematik aber nicht sofort zum medialen Selbstläufer, da die Tatorte bei weitem nicht so öffentlichkeitswirksam waren. Im Februar 2010 gab die Erzdiözese Wien bekannt, dass es 17 Missbrauchsfälle im Jahr 2009, darunter zwei in Tirol, gegeben hatte. Es folgten Berichte über polizeiliche Ermittlungen gegen einen Priester der Erzdiözese Salzburg und über einen Pfarrer in der Steiermark, der über zwei Jahrzehnte zahlreiche Buben und Mädchen sexuell belästigt oder missbraucht hatte. In die Medien schaffte es zudem ein Pater des Vorarlberger Zisterzienserklosters Mehrerau, der wegen Missbrauchs verurteilt und danach nach Tirol versetzt wurde. Während sich die deutschen Medien täglich mit neuen unfassbaren Details gegenseitig überboten und der Boulevard sich nicht scheute, die Grenzen zum Voyeurismus zu überschreiten, blieb man in Österreich zunächst in der Berichterstattung zurückhaltend. Nun hieß es, in Tirol das Thema medial umzusetzen, doch stellten sich die Recherchearbeiten als äußerst schwierig dar. Jugendwohlfahrt wie Kirche verwehrten von Beginn an – aus Datenschutzgründen, wie es hieß – jegliche Akteneinsicht oder Informationen über Ex-Zöglinge und vermutliche TäterInnen. Meist waren die Akten aber ohnehin bereits verschwunden.

Als ich – wie anfangs erwähnt – jedoch in einem Blog über Prügelorgien und sexuellen Missbrauch in der Bubenburg des Seraphischen Liebeswerks in Fügen las, versuchte ich parallel zu meinen historischen Heimrecherchen in Kontakt mit dem Autor zu treten. Erwin Aschenwald fasste ohne lange Überlegungen den Mut, den Schritt aus der Anonymität zu wagen und via Medien dem Thema in Tirol die notwendige Initialzündung zu verschaffen. Bereits 1981 hatte er vergeblich versucht, sich mit einem Bericht über seine Erfahrungen in der Bubenburg in der Zeitschrift „erziehung heute“ öffentlich Gehör zu verschaffen. In einem Innsbrucker Café erzählte mir Aschenwald über seine bewegte Kindheit, über das Grauen im Heim, die Faustschläge, Fußtritte, das Berühren der Genitalien und die unsägliche Angst der Kinder. Dieses Treffen war für mich als Journalistin ein bedeutender, als Mensch ein äußerst bewegender Moment, der mir heute noch genau in Erinnerung ist. Unfassbar erschien mir damals, dass ein derartiges Martyrium ohne Konsequenzen blieb. Unfassbar, dass sich niemand für die Heim- und Internatskinder stark gemacht hatte, die meist unehelich geboren wurden, aus krisen-

geschüttelten Familien oder problematischen Verhältnissen stammten. Ich machte Aschenwald bei unserem ersten Treffen klar, dass die Reise zurück in die Vergangenheit via Medien für ihn eine psychische Belastung darstellen könnte. Auch wenn die Zeit für eine Aufarbeitung reif war, musste er damit rechnen, dass ihm nicht nur Zuspruch zuteil würde, sondern er auch mit sehr persönlichen Angriffen zu rechnen habe.

Aschenwald zeigte sich der Situation gewachsen, in die Arena der Öffentlichkeit zu steigen, und gab mir grünes Licht. Gemeinsam mit meinen KollegInnen Liane Pircher und Peter Nindler, die über den von der Mehrerau nach Sautens versetzten Missbrauchspfarrer recherchiert hatten, schlugen wir am 12. März 2010 das auch für uns JournalistInnen bedeutende Kapitel des Missbrauchs in Tirol auf. Wie erwartet, waren die Reaktionen der Leserschaft ein Sturm der Entrüstung, und es folgte eine Welle an überaus emotionalen Diskussionen. Zweifel an der Echtheit der Schilderungen folgten ebenso wie Schimpftiraden über die „schamlosen Vorwürfe“ und die deutliche Aufforderung, diese antikatholische Hetzkampagne in der „Tiroler Tageszeitung“ zu beenden. In einem reaktionären Internetforum entlud sich der Hass nicht nur auf das Opfer, sondern auch auf mich, die „Hinrichtungs-Journalistin“, die den „Sex-Märchen“ aufgefressen war.

Zu Beginn der Diskussionen musste die „Tiroler Tageszeitung“ die Kritik an den Enthüllungen aussitzen. Als sich die Missbrauchs-Vorwürfe auf das Vorzeigegymnasium Paulinum in Schwaz ausweiteten, stieg wie in Deutschland die Oberschicht in den Diskurs ein. Schneller als erwartet wandte sich das Blatt und es änderte sich der Tenor der Reaktionen. Immer mehr LeserInnen wollten wissen, was sich in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg hinter den Kloster- und Internatsmauern abgespielt hatte und wer wie zur Verantwortung gezogen wurde.



Im „Zweifel für den Täter“ begann sich nach einigen Monaten umzukehren in die Forderung der LeserInnen „Im Zweifel für das Opfer“. Ausschlaggebend für den Meinungswandel in der breiten Öffentlichkeit war natürlich die steigende Zahl der Opfer und der Fälle. Einen nicht zu unterschätzenden Beitrag leisteten aber auch Prominente wie André Heller, der seine Stimme für die Opfer erhob und von der eigenen Internatshölle und dem Missbrauch an ehemaligen Mitschülern erzählte.

Nachdem die Wahrheitsverweigerer verstummt waren, fühlten sich die Bagatellisierer berufen, sich zu Wort zu melden. Prügelstrafen, stundenlanges Scheiteln und das Essen von Erbrochenem wurden als „ganz normale“ und „übliche“ Erziehungsmethoden bis in die 1980er-Jahre ausgegeben. Diese Meinung wurde auch frei heraus in Leserbriefen artikuliert. Selbst die Schilderungen von sadistischen Praktiken an Kindern und Jugendlichen ließen die Anhänger, Dulder und Schönredner der Nachkriegs-Pädagogik nicht verstummen. Dennoch oder vielleicht gerade wegen der Weigerung eines Teils der Öffentlichkeit, die Gewalttaten als weit über das auch damals zu tolerierende Maß zu sehen, meldeten sich immer mehr Opfer. Immer dann, wenn ein Missbrauchs- oder Misshandlungsoffer in die Medien trat, fassten neue Opfer den Mut, den gleichen Schritt zu gehen. Trotz der traumatischen Erlebnisse – die viele verdrängt hatten – waren viele Betroffene bereit, sich noch einmal der Vergangenheit zu stellen. Sie hofften, dass das Thema endlich das notwendige Echo fand.

Allein an mich haben sich in den vergangenen zwei Jahren rund 150 Menschen gewandt und mir ihr Schicksal erzählt. Viele von ihnen haben das Trauma nie verarbeitet, sind heute körperlich schwer in Mitleidenschaft gezogen, wurden aus der Lebensbahn geworfen, haben Selbstmordversuche hinter sich, sind oder waren alkohol- oder drogenabhängig und am Arbeits- und Beziehungsalltag gescheitert. Viele von ihnen hatten bis dahin über ihre Erlebnisse nicht einmal im engsten Familienkreis gesprochen, haben nie eine Psychotherapie in Anspruch genommen.

In vielen und langen Gesprächen in Cafés, in Wohnungen und am Telefon vertrauten mir Opfer Dinge an, die keinem Menschen leicht über die Lippen kommen. Noch nie hatte ich in meinem – weder journalistischen noch persönlichen – Leben derartige Schilderungen über Sadismus, Gewalt und sexuelle Abartigkeiten gehört. Frauen erzählten mir von Vergewaltigungen mit der Klobürste durch Nonnen, Männer, wie sie anale und orale Sexspiele über sich ergehen lassen mussten oder mit Gewalt von ihren Müttern getrennt wurden. Manchmal überschritten die Erzählungen meine Grenzen des Ertragbaren. Manchmal konnte ich die Fassung bis zum Ende des Gesprächs bewahren. Daheim am Abend brachen die Tränen nicht selten wie Sturzbäche hervor. Mir wurde klar, dass ich als Journalistin den Opfern nur dann eine Stimme geben und das Unrecht aufzeigen kann, wenn ich nur eine bestimmte Nähe zulasse. Das hieß für mich, die Geschehnisse zuerst persönlich aufzuarbeiten, um dann mit freiem Kopf die journalistische Arbeit anzugehen. Den Opfern habe ich immer wieder dringend ans Herz gelegt, therapeutische Unterstützung in Anspruch zu nehmen, um für alle Reaktionen gewappnet zu sein, die ein Artikel auslösen kann. Vielen, die vom Aufklärungs-Tsunami (wie die Missbrauchsdiskussion im Laufe der Zeit genannt wurde) völlig überrascht wurden, riet ich zudem, nicht mit vollem Namen an die Öffentlichkeit zu gehen, weil

sie sich über die Konsequenzen einfach nicht im Klaren waren und auch nicht sein konnten. Das habe ich immer als Teil meiner journalistischen Verantwortung gesehen. Inzwischen haben sich unzählige JournalistInnen des Themas angenommen und die Aufarbeitung weitergetrieben.

Kein Ende in Sicht

Es ist viel Unrecht, zumindest symbolisch, wieder gut gemacht worden, es haben Menschen einen Teil ihrer Würde zurückbekommen und sie wissen, dass ihr Schicksal die Öffentlichkeit bewegt. Viele Opfer haben die Schuldgefühle, die sie – und nicht die TäterInnen – jahrzehntelang mit sich herumgetragen haben, abgelegt. Das System des Vertuschens und Wegsehens wurde aufgebrochen. Jetzt gilt es, den rollenden Stein in Bewegung zu halten. Noch wurde das Tabuthema – Gewalt durch Frauen an Frauen – nicht aufgebrochen. Noch warten Opfer auf Schadenersatzzahlungen. Noch müssen die Verjährungsfristen fallen, damit TäterInnen zur Rechenschaft gezogen werden können. Noch schützen Bollwerke des Schweigens die TäterInnen hinter den TäterInnen. Das Kapitel Missbrauch ist noch nicht abgeschlossen. Die Opfer müssen weiter Druck machen. Die Medien müssen das Thema in Gang halten. Dazu braucht es jetzt keine aufsehenerregenden Schnellschüsse mehr, sondern essentielle Beiträge in der richtigen Dosierung, denn MediennutzerInnen werden schnell eines Themas überdrüssig. Und dann würde das Thema Missbrauch dorthin verschwinden, wo es herkommt. An einen Nebenschauplatz.